

HIGH VOLTAGE

BROOKLYNBOY



JULIE RENARD



CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) März 2018

© 2018 by Julie Renard

Verlagsrechte © 2018 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock

Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-128-3

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

JULIE RENARD

HIGH
VOLTAGE

BROOKLYNBOY

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielen Dank, dass Sie dieses eBook gekauft haben! Damit unterstützen Sie vor allem die Autorin des Buches und zeigen Ihre Wertschätzung gegenüber ihrer Arbeit. Außerdem schaffen Sie dadurch die Grundlage für viele weitere Romane der Autorin und aus unserem Verlag, mit denen wir Sie auch in Zukunft erfreuen möchten.

Vielen Dank!

Ihr Cursed-Team

Klappentext:

Barkeeper Colin ist rundum zufrieden mit seinem Leben: Er arbeitet im angesagten New Yorker Burlesque-Club High Voltage und führt ein ausschweifendes Sexleben. Als jedoch unverhofft der unschuldige Juli seinen Weg kreuzt, ändert sich auf einmal alles. Mit seiner liebenswerten Art schleicht sich Juli in Colins Herz, das dieser nie wieder verschenken wollte – schon gar nicht an eine gut zehn Jahre jüngere Jungfrau, die gleich eine feste Beziehung will. Kann Colin über seinen Schatten springen und sich auf Juli einlassen oder ist ihre Liebe von Anfang an zum Scheitern verurteilt?

Für Sebastian.
Dafür, dass du immer an mich und meine Geschichten
geglaubt hast.

Außerdem für alle Brooklyn Boys da draußen.
»It isn't where you came from,
it's where you're going that counts.«

Ella Fitzgerald

Ein Kaffee zu viel

Colin

»Willst du noch einen Kaffee, bevor du gehst?«

Der Typ, dessen Name mir gerade entfallen ist, sieht mich fragend an und hält mir wie zur Bestätigung eine schwarze Kaffeetasse unter die Nase. Obwohl ich eigentlich nie länger als nötig bleibe, bin ich versucht, Ja zu sagen, weil der Duft, der aus dem Becher aufsteigt, echt verlockend ist. Theoretisch schuldet er mir sogar einen Kaffee. Doch ein Blick auf die Uhr belehrt mich eines Besseren und mir bleibt nichts anderes übrig, als abzulehnen.

Meine Schicht im Club fängt in einer Stunde an und eigentlich müsste ich noch mal nach Hause, um mich umzuziehen, aber selbst das schaffe ich nicht mehr. Ich bin auf der anderen Seite der Stadt und der Verkehr in New York ist um diese Uhrzeit die absolute Hölle. Von den überfüllten öffentlichen Verkehrsmitteln will ich gar nicht erst anfangen. Wenigstens konnte ich hier noch mal unter die Dusche springen, nachdem der Kerl und ich wiederum durch die Betten gehüpft sind.

Ich war heute Mittag Ecke Broadway unterwegs und habe mir einen Kaffee besorgt, als der Kerl nichts Besseres zu tun hatte, als eben diesen auf unser beider T-Shirts zu verteilen, weil er nicht aufgepasst und mich umgerannt hat. Ich muss zugeben, dass ich zunächst richtig angepisst war, weil ich andere Pläne für den Tag hatte und mein Shirt nach der Aktion völlig eingesaut war, aber seine Entschädigung für den braunen Kaffeefleck auf meiner Brust war wirklich gut. Und ich glaube, dass er auch auf seine Kosten gekommen ist, denn sein lautes Stöhnen sollte selbst seinen Nachbarn klargemacht haben, was wir getrieben haben, und auch die verdächtigen Flecken auf dem Laken sprechen eine eindeutige Sprache.

»Nee, lass mal. Ich muss los. Sag mal, hast du noch ein sauberes Shirt für mich...« Ich kneife leicht die Augen zusammen. Verdammst, wie heißt er gleich noch?

Ich bin mir ziemlich sicher, dass er mir seinen Namen irgendwann zwischen einem »Shit, das wollte ich nicht. Der Kaffee ist heiß, oder?« und einem laut gestöhnten »Fick mich« zugerannt hat. Natürlich war der Kaffee heiß und für einen kurzen Moment dachte ich, er hätte mich nicht nur verbrüht, sondern gleich mit kastriert, aber im Grunde war das, was wir danach gemacht haben, mindestens genauso heiß und sein Name hat mich zu dem Zeitpunkt nicht einmal zweitrangig interessiert.

»Mason«, hilft er mir auf meine planlose Miene hin grinsend auf die Sprünge. Wenigstens ist er nicht sauer, dass ich mir seinen Namen nicht gemerkt habe. Überhaupt wirkt er auf mich sehr unkompliziert, weil er nicht gleich mehr in diese Sache zwischen uns interpretiert. Ich für meinen Teil mag es so, wie es ist. Schnell, unkompliziert und vor allen Dingen einmalig.

Obwohl Mason vielleicht sogar einer von den Kerlen sein könnte, die Sex und Gefühle voneinander trennen können und mir auch nach einer zweiten Nummer in Zukunft keine Schwierigkeiten machen würde. Doch auch diesmal mache ich keine Ausnahme und gebe ihm nicht meine Nummer. Er hat mir vorhin zwar wortlos einen kleinen Zettel mit seiner Handynummer drauf zugesteckt, doch ich bin mir ziemlich sicher, dass er weiß, dass ich ihn nicht anrufen werde. Es war wohl eher eine symbolische Geste. Oder Wunschenken.

Vielleicht treffe ich ihn mal im Club. Doch meistens bin ich dort ziemlich in meine Arbeit vertieft und habe keine Zeit, mich nach hübschen Kerlen umzusehen. Zumal mein Boss Marcus es gar nicht gerne sieht, wenn Geschäftliches und Privates aufeinandertreffen. Ich kann ihn verstehen, denn unsere Clubbesetzung ist auch so schon ein chaotischer Haufen. Da haben Beziehungen untereinander nichts verloren. Und in meinem Leben sind diese sowieso fehl am Platz. Hank und James bilden eine Ausnahme, denn die waren schon zusammen, als sie im Club angefangen haben.

»Mason«, erwidere ich mit entschuldigender Miene. »Hast du vielleicht ein Shirt, das du mir leihen kannst? Meins ist immer noch nass und ich muss zur Arbeit.«

»Klar, kein Problem. Aber das könnte dir zu eng sein. Wir sind zwar gleich groß, aber du hast wesentlich mehr Muskeln«, stellt er mit anzüglichem Unterton fest und verschwindet im angrenzenden Schlafzimmer, nachdem er seine Kaffeetasse auf der Arbeitsplatte der Küchenzeile abgestellt hat. Kurze Zeit später kommt er mit einem olivgrünen Shirt zurück und drückt es mir in die Hand, natürlich nicht, ohne vorher noch einmal meinen Oberkörper abzuscannen. Ich würde lügen, wenn ich behaupten würde, dass es mich stört. Ich mag diese Begierde in seinem Blick und das versteckte Angebot auf eine zweite Runde, doch ich habe wirklich keine Zeit mehr dafür. Hastig streife ich das Shirt über den Kopf und bin kurz versucht, die Luft anzuhalten, weil es so verflucht eng ist, doch davon verschwinden die Muskelstränge ja auch nicht. Mason beobachtet mich mit einer Mischung aus Faszination und Mitgefühl. Die Naht spannt unangenehm am Oberarm und zwischen Oberteil und Hosenbund kann man einen kleinen Spalt Haut sehen. Mason seufzt leise und es klingt ein bisschen wehmütig. Immerhin leierte ich das Shirt gerade mit ziemlicher Sicherheit aus. Vielleicht gefällt ihm aber auch einfach, was er sieht.

»Kannst es behalten. War mir eh zu groß«, murmelt er und nimmt wieder seinen Kaffee in die Hand. Die Lüge in seinen Worten ist offensichtlich, aber ich bin dennoch froh, dass ich ihm kein neues Shirt schuldig bleibe oder quasi gezwungen bin, ihn noch mal zu treffen, um es ihm vorbeizubringen. Dann lieber doch das Shirt mit dem braunen, nassen Kaffeefleck. Ich glaube, ich habe in meinem Spind auf der Arbeit auch noch Ersatzklamotten für den Heimweg. Zumindest für die Arbeit muss ich mir keine Gedanken machen, da die schwarze Kleidung dafür meinen Spind nie verlässt. Im Club schreibt die offizielle Kleiderordnung Schwarz vor.

Ich schlüpfte in meine schwarze Jacke, die glücklicherweise vom Kaffee verschont geblieben ist, weil ich sie zu dem Zeitpunkt offen

getragen habe, und klopfe sie auf der Suche nach meinen Zigaretten ab. In der oberen Brusttasche werde ich fündig, fummle die Schachtel hervor und schüttele mir eine Zigarette heraus, um sie mir in den Mundwinkel zu schieben. Eigentlich eine kluge, altbewährte Taktik, um einem Abschiedskuss zu entkommen, aber das scheint Mason einen feuchten Kehricht zu interessieren, denn er zieht mich bestimmt an sich und drückt mir seine Lippen auf. Ich lasse es zu, auch wenn ich es nicht mag zu küssen, wenn die Erregung erst einmal abgeflaut ist. Es ist mir zu intim, was paradox ist, wenn man bedenkt, wo mein Schwanz noch vor zwanzig Minuten gesteckt hat. Aber es ist einfach anders. Ich küsse zwar viele Männer, mit denen ich Sex habe, aber fühle dabei ausschließlich Erregung und keine ehrliche Zuneigung. Ist einfach so.

Jemanden zu küssen, den man aufrichtig mag, verursacht tausend Schmetterlinge im Innern und lässt einen vor Glück schauern. Zumindest, wenn man den Liebesschnulzen Glauben schenkt, zu denen mich meine Schwester seit Kindertagen regelmäßig zwingt. Für jemanden, der nur One-Night-Stands hat, ist dieser ganze Gefühlskram echt anstrengend.

»Ich muss jetzt wirklich los«, nuschele ich undeutlich an Masons Lippen, die Kippe immer noch im Mundwinkel.

»Du hast genau eine Minute Zeit zu verschwinden, bevor ich dich zurück ins Bett zerre. Du bist so heiß«, säuselt er. Ich winde mich mit einem entschuldigenden Grinsen aus seiner Umarmung und löse mich endgültig von ihm, bevor er seine Drohung wahr machen kann und anhänglich wird.

»Vergiss das hier nicht«, meint er und wedelt mit einer Plastiktüte in der Luft herum, in die er mein eingesautes Shirt gestopft hat. Artig greife ich nach der Tüte. Vielleicht bekommt Martha den Fleck raus. Kaffee ist, glaube ich, ziemlich hartnäckig.

»Man sieht sich«, rufe ich ihm in der Gewissheit zu, dass ich ihn vermutlich nie wiedersehen werde, bevor ich zur Tür hinaus rausche und mich auf einem alten Flur mit grauem Linoleumfußboden wiederfinde.

Draußen empfängt mich der alltägliche Duft von Stadt, eine Mischung aus Abgasen, Smogaroma, angenehmer Schwere und dem Leben.

New York und ich sind alte Freunde, denn ich bin hier aufgewachsen. Ich liebe das dröhnende Hupen der vorbeifahrenden Taxis, das wilde Menschentreiben auf den Straßen und vor allen Dingen die Tatsache, dass es hier nicht weiter auffällt, dass ich gerne mit Männern ins Bett gehe. Schließlich ist das nicht überall in den USA selbstverständlich und ich habe keine Lust, mit meiner Person hinterm Berg zu halten, nur weil einige Leute Homosexualität für ein Verbrechen halten.

Mir ist nie in den Sinn gekommen, meine Zelte abzubauen und woanders hinzuziehen. Hier in Manhattan kenne ich nahezu jeden Winkel. Trotzdem muss ich mich kurz orientieren, um zu sehen, wo ich bin, denn auf dem Hinweg war ich irgendwie abgelenkt. Als ich eine Ahnung habe, in welche Richtung ich gehen muss, nestele ich ein Feuerzeug aus meiner Hosentasche, zünde meine Zigarette an und nehme einen ersten, tiefen Zug, bevor ich loslaufe. Die Tüte baumelt untätig an meinem Handgelenk herum.

Bis zur U-Bahn brauche ich ungefähr eine Kippenlänge. Dann muss ich noch mal umsteigen, wenn ich mich recht erinnere, und den Rest der Strecke laufe ich. Einen Führerschein, geschweige denn ein Auto habe ich nicht. In New York ist das völlig überflüssig und nahezu jede Ecke mit den Öffentlichen zu erreichen. Zur Not tut es auch eins der zahlreichen Taxis, die hier mindestens genauso bekannt sind wie der Broadway. Meist versuche ich jedoch zu laufen, weil es mich ungemein entspannt. Und Rauchen ist in den Bussen und Bahnen eh nicht erlaubt, was noch ein Grund mehr ist, zu Fuß zu gehen.

Meine Wohnung liegt außerdem nicht weit vom Club entfernt, eine Kippenlänge, um genau zu sein, sodass es sich nicht lohnt, in welcher Form auch immer zu fahren. Ich nehme einen weiteren Zug, ohne dabei die Hände zu benutzen, die ich stattdessen in den Tiefen meiner Jackentaschen vergrabe. Wir haben Anfang

Dezember und es ist verflucht kalt. Außerdem schneit es, was ich nicht sonderlich mag, weil sich die Schneeflocken in meinen Haaren verfangen und dafür sorgen, dass sie sich an den Enden leicht kräuseln, was mich wie einen Trottel aussehen lässt.

Langsam wird es dunkel und ich verstecke mein Gesicht noch tiefer im Kragen meiner Jacke, um der Kälte zu entkommen. Wenigstens ist Tyler, einer unserer Kellner, wieder gesund. Er lag die letzten zwei Wochen mit einer fetten Magen-Darm-Grippe im Bett und Marcus hat die Krise gekriegt, weil wir keinen Ersatzmann hatten und die Bar im Chaos versunken ist. In der Vorweihnachtszeit ist es im Club besonders voll und wir sind mit den Bestellungen kaum hinterhergekommen, weil ich nebenbei noch servieren musste. Dabei hasse ich das wie die Pest.

Für gewöhnlich stehe ich nur hinter dem Tresen und überwache neben dem Mixen der Getränke die Arbeit der anderen Kellner, die lediglich eine schwarze Stoffhose und eine gleichfarbige Krawatte anhaben. Ich trage zusätzlich eine schwarze Weste und statt der Krawatte eine Fliege, die mich sozusagen als Chef des Barbereichs kennzeichnet. Zudem trage ich während der Arbeit meist ein bisschen schwarzen Kajal, was mir ein etwas düsteres, verwegenes Äußeres verleiht, wenn man den Aussagen der Kundschaft Glauben schenken darf. Privat mag ich es eher schlicht und verzichte auf die Augenverzierung, aber bei der Arbeit kommt es gut an und Marcus gefällt der Look, da habe ich ihn beibehalten.

Als ich nach einer gefühlten Ewigkeit am Club ankomme, gehe ich direkt um das Gebäude herum zum Hintereingang. Die massive Eisentür ächzt leise beim Öffnen und drinnen empfängt mich schwere, süßliche, etwas stickige Clubluft. Für mich ist es immer ein bisschen wie nach Hause kommen, denn ich arbeite schon viele Jahre hier. Da es ziemlich warm ist, streife ich direkt meine Jacke ab und lege sie mir über den Arm. Vielleicht habe ich Glück und Marcus merkt gar nicht, dass ich zehn Minuten drüber bin. Unpünktlichkeit kann er nämlich überhaupt nicht leiden. Obwohl ich da wenig zuversichtlich bin, weil er bei solchen Dingen einen sechsten Sinn hat. Da hilft auch kein Altmitarbeiter-Bonus.

»Du bist zu spät«, ertönt Marcus' Stimme prompt, als ich sein Büro auf dem langen Flur passiere. Die Tür steht offen. Marcus schiebt gerade einen prall gefüllten Ordner in den großen Schrank hinter seinem Schreibtisch. Er dreht sich zu mir um, stützt sich mit den Händen auf der Rückenlehne seines protzigen Schreibtischstuhls ab und sieht mich auffordernd an, als würde er auf eine Erklärung für mein Zuspätkommen warten. Mit einem hoffentlich zerknirschten Ausdruck bleibe ich im Türrahmen stehen und lehne mich lässig dagegen.

»Sorry, die U-Bahn hat ewig gebraucht. Kommt nicht wieder vor.«

Erstaunt hebt Marcus eine Augenbraue. »Seit wann fährst du mit den Öffentlichen? Und sag mal, ist das dein Shirt? Ist das nicht eine Nummer zu klein? Das schreit ja förmlich nach *Bespring mich*, findest du nicht?« Er mustert amüsiert den schmalen Spalt nackter Haut zwischen Saum und Hosenbund.

»Seit ich meine Freizeit am anderen Ende von Manhattan verbringe, was dich übrigens nichts angeht. Genauso wenig wie meine Klamotten«, gebe ich mit steifer Miene und ein bisschen verlegen zurück. Bis eben hatte ich noch die leise Hoffnung, dass es nicht so stark auffällt. Allerdings könnte ich schwören, dass die Naht am Oberarm vorhin ein verdächtiges Geräusch von sich gegeben hat, als ich die Jacke ausgezogen habe. Aber das geht Marcus einen Scheiß an. Übrigens würde es sonst keiner wagen, so mit Marcus zu reden. In der Regel ziehen die Männer im Club vor ihm den Schwanz ein, weil er ganz schön furchteinflößend sein kann. Er geht langsam, aber sicher auf die fünfundvierzig zu, hat bereits die ersten grauen Haare an den Schläfen und trägt eigentlich immer einen Anzug. Ich kenne ihn schon ewig und hinter seiner harten Schale verbirgt sich ein ziemlich weicher Kern. Er hat mich damals praktisch aufgelesen und mir den Job im Club gegeben. Manchmal ist er fast so etwas wie eine Vaterfigur für mich, auch wenn ich die mit fast zweiunddreißig eigentlich nicht mehr brauche.

Marcus hebt beschwichtigend die Hände, lässt sich von meiner eisigen Miene aber nicht sonderlich beeindruckten.

»Wenn du wegen deiner Freizeitaktivitäten zu spät zur Arbeit kommst, geht mich das sehr wohl etwas an. Die Jungs proben noch, sind aber gleich fertig. Haben eine neue Nummer einstudiert, die sie mir morgen präsentieren wollen. Eine Feuerwehrnummer mit neuen Requisiten. Razor war ganz aus dem Häuschen.«

»Hat er keine Angst, dass sich sein Schlauch in einem unbedachten Moment mit der Stange verknotet?«, feixe ich und setze das Wort Schlauch in imaginäre Anführungszeichen. Marcus muss ähnlich zweideutige Gedankengänge haben, da er mein Grinsen sofort erwidert.

»Ich muss zugeben, dass ich so was in der Art auch schon gedacht habe«, bestätigt er meine Vermutung. »Bei den Poledance-Nummern sollen sich die Jungs eigentlich auf ihren Körper und die Stange konzentrieren und nicht so viel zusätzliches Zeug auf die Bühne schleppen, aber er klang so zuversichtlich, dass ich dem Ganzen eine Chance geben will. Falls es in einer Katastrophe endet, kann ich immer noch Nein sagen.«

»Na, dann schau ich mir das Desaster mal an«, sage ich immer noch grinsend und will schon weitergehen, als er mich noch mal zurückruft.

»Du brauchst gar nicht so schadenfroh zu sein. Der Lieferant war da und es gibt noch genügend Kisten zu schleppen.«

»Wieso denn ich? Tyler ist doch wieder fit und Chase und Tig sind doch bestimmt auch schon da«, erwidere ich stirnrunzelnd. Kisten schleppen gehört als Chef der Bar eigentlich nicht mehr zu meinen Aufgaben. Das habe ich zusammen mit meinem Kellnerdasein ad acta gelegt. Bevor der Club öffnet, bringe ich die Bar auf Vordermann und koordiniere die Bereiche der einzelnen Servicekräfte, weil es sonst zu chaotisch ist. Fürs Kistenschleppen habe ich keine Zeit.

Ich will Marcus gerade darauf hinweisen, aber sein durchdringender Blick lässt mich den Mund sofort wieder schließen. Er ist zwar nicht mein Vater, schafft es aber neben unseren Kabbeleien und unserer, ja, ich würde fast sagen Freundschaft, trotzdem, dass

ich mich manchmal wie ein zwölfjähriger Schuljunge fühle, der Mist gebaut hat. So wie jetzt. Und ich weiß, dass ich mit den zehn Minuten gerade mein Schicksal besiegelt habe. *Na klasse*, dann also Kisten schleppen...

Beschissene Geburtstage

Juli

Fahrig wische ich mir die vom Schnee verklebten Haare aus der Stirn und entlasse zischend die Luft aus meinen Lungen, denn selbst diese Bewegung schmerzt enorm und mein Kopf fühlt sich schwer und taub an. Mein linkes Auge muss stark geschwollen sein, denn meine Sicht ist getrübt und ich habe Probleme, meine Umgebung zu fokussieren, da ein starkes Schwindelgefühl meine Sinne betäubt. Meine Hände sind zu Fäusten geballt, sodass meine Fingernägel sich schmerzhaft in meine Handinnenflächen bohren. Sie lenken mich von den Schmerzen in meiner Magengegend ab. Ich bin immer noch geschockt, dass mein Vater der Auslöser dieser Verletzungen ist. Und das nur, weil ich anders bin, als er es sich wünscht.

Dass ich heute Geburtstag habe und das normalerweise der denkbar ungünstigste Zeitpunkt ist, sein Kind vor die Tür zu setzen, scheint meinem Vater herzlich egal zu sein. Für ihn zählt nur, dass ich in seinen Augen abartig bin. Weil ich schwul bin. Blöd nur, dass ich mir das nicht ausgesucht habe. Es ist einfach so.

Meinen Geburtstag habe ich mir definitiv anders vorgestellt. Nicht, dass er jemals besonders toll oder bewegend war oder ich reich beschenkt wurde. Doch ein Veilchen stand ganz sicher nicht auf meiner Wunschliste. Heute Morgen habe ich noch überlegt, einen Abstecher nach Manhattan zu machen und die Gelegenheit zu nutzen, einen einschlägigen Club zu besuchen. Schließlich habe ich nicht nur den Körper eines Einundzwanzigjährigen, sondern auch einen dementsprechenden Hormonhaushalt mit einer geballten Ladung Testosteron zu bieten.

Die Sache mit der Homosexualität ist etwas, was ich bis jetzt niemandem erzählt habe. Wen wundert's, denn in Brownsville, dem

wohl ärmsten und zugleich kriminellsten Stadtbezirk von Brooklyn, ist man nicht schwul. Vielleicht gibt es ein paar Schwule in verborgenen Schränken, aber offiziell ist es niemand. Wirklich sicher war ich mir erst mit sechzehn, als ich bemerkte, dass mich die Mädchen in der Schule nicht die Bohne interessierten, und mir stattdessen vorgestellt habe, wie es sich mit einem Jungen anfühlen würde. Diese Tatsache hat mich ganz schön aus der Bahn geworfen.

Da man in der Schulzeit möglichst vermeiden sollte, sich zu outen, versuchte ich mein Glück mit einem Mädchen aus meiner damaligen Klasse. Ich ging mit Ashley ins Kino und als ich sie anschließend heimbrachte, küssten wir uns. Es war ziemlich nass, ein bisschen klebrig, weil sie Lipgloss trug, und irgendwie einfach nur merkwürdig. Und gekribbelt hat es auch nicht.

Dafür hat es das umso mehr getan, als sich Daniel Harrington aus meiner Parallelklasse bei einem Baseballturnier in der Schule das Trikot vom Oberkörper riss und die Fäuste in Siegerpose emporstreckte. Es kribbelte nicht nur in meinem Bauch, sondern auch in meiner Leistengegend, wo sich ein bis dahin recht desinteressierter Kamerad stramm gegen meine Jeans presste. Doch ich habe einen Teufel getan, diesem Drang nachzugehen, und versucht, Jungs wie Daniel möglichst nicht mehr zu beachten.

Stattdessen wurden meine rechte Hand und ich die besten Freunde und gaunerten uns durch die restliche Schulzeit. Ashley stand allerdings nach wie vor auf mich und wir verabredeten uns ein weiteres Mal, bei dem sie mich ziemlich eindeutig anbaggerte. Ihre Eltern waren nicht zu Hause und wir nutzten die Gelegenheit, um gewisse Dinge zu tun. Nun ja, zumindest wollten wir es, aber mein Schwanz reagierte nicht auf Ashleys Kurven und üppige Brüste und streikte. Sie war natürlich tödlich beleidigt und erzählte überall auf dem Schulhof herum, dass ich Potenzprobleme hätte. Wenigstens schloss keiner daraus, dass ich schwul war, von daher war das wohl das geringere Übel und mir letztendlich auch egal.

Die Reaktion meines Vaters dagegen sitzt mir tief in den Knochen und lässt mich erschauern.

Ich halte den Kopf gesenkt, während ich die Straße entlanglaufe. Wenigstens begegne ich auf dem Weg zu den Öffentlichen niemandem. Allerdings würde es mich nicht mal wundern, wenn die Leute sich gerade bewusst dafür entscheiden, mich nicht zu sehen. Man bekommt hier in Brownsville nur Probleme, wenn man sich in die Angelegenheiten von anderen einmischt, weshalb es die Leute in der Regel auch nicht tun. Und so, wie mein Kopf sich aktuell anfühlt, schreie ich nach einer handfesten Katastrophe und einem Mindestsicherheitsabstand.

»Dich bekommt man auch immer seltener zu Gesicht, Jelly Baby. Treibst dich wieder herum, was?«, ertönt plötzlich eine quarkige, mir nur allzu bekannte Stimme. *Oh boy!* Kann der Tag noch furchtbarer werden?

Ich seufze leise und hebe langsam den Kopf. Sagte ich gerade, dass sich die Leute in Brownsville nicht in fremde Angelegenheiten einmischen? Nun ja, das tun sie normalerweise auch nicht.

Wer sich allerdings nie raushält, sondern den Betroffenen stattdessen lieber mit nervenaufreibenden Fragen löchert oder irgendwelche langwierigen Geschichten auftischt, ist Mrs. Quirk, unsere Nachbarin. Im Übrigen steckt sie ihre neugierige Nase vorzugsweise in Angelegenheiten, die sie nicht das Geringste angehen. Sie wohnt schon eine halbe Ewigkeit in diesem Viertel und kennt mich daher seit Kindertagen. Ihrem kunterbunten Hackenporsche nach zu urteilen, kommt sie gerade vom Einkaufen.

»Hi, Mrs. Quirk. Ich... treibe mich nicht herum«, erwidere ich leise und kratze mich unauffällig an der Schläfe, damit sie mein Veilchen nicht bemerkt. Dem Schmerz an meinem Auge nach zu urteilen, entfaltet sich da nämlich gerade eins. Sprechen fühlt sich seltsam schwerfällig an. Ich glaube, ich lalle ein bisschen. Außerdem erfasst mich ein Schub der Müdigkeit, da das Adrenalin, das die hitzige Auseinandersetzung zwischen mir und meinem Vater zuvor durch meine Venen hat schießen lassen, langsam abebbt. »Und könnten Sie mich bitte nicht Jelly Baby nennen?« Ich weiß gar nicht, wie oft ich sie schon gebeten habe, das zu lassen. Dabei gehört *Jelly Baby* noch zu den weniger furchtbaren Varianten.

»Groß bist du geworden. Siehst deinem alten Herrn immer ähnlicher«, fährt sie in ihrem typisch schnappenden Tonfall fort, meinen Einwand ignorierend. Bei der Erwähnung meines Vaters wird mir ganz anders und ein schmerzhafter Stich fährt durch meine Eingeweide.

»Glückwunsch zum Ehrentag übrigens. Man wird ja nur einmal im Leben fünfzehn, richtig?«

»Einundzwanzig«, protestiere ich schwach. Als würde das bei Mrs. Quirk irgendetwas bringen. Natürlich weiß die gute Frau, wann ich Geburtstag habe.

Sie macht eine wegwerfende Handbewegung. »Ach was, Haarspalterei.« Dann erst mustert sie mich genauer. Sie rümpft die Nase. »Grundgütiger, was ist denn mit dir passiert? Ist deinem Vater also die Hand ausgerutscht.« Sie seufzt theatralisch. »Das musste ja letztlich so kommen. Er war schon immer ein Choleriker.«

Die Untertreibung des Jahres...

»Es ist alles gut. Ich hab außerdem gerade gar keine Zeit, ich... geh dann mal weiter«, versuche ich, mich vor weiteren Fragen ihrerseits zu drücken, denn Mrs. Quirk ist die allerletzte Person, mit der ich über meinen Vater reden will. Eigentlich will ich nur meine Ruhe haben und nachdenken. Zumindest wenn sich diese höllischen Kopfschmerzen irgendwann verflüchtigt haben.

»Jungchen, ich erkenne ein sich anbahnendes Veilchen auf hundert Metern Entfernung. Weißt du, früher als...«, beginnt sie wieder, doch ich lasse sie einfach stehen und laufe weiter die Straße runter. Ihr aufgebrachtetes Gequake folgt mir noch die nächsten hundert Meter, bis ich um die Ecke biege und außer Hörweite bin.

Leute wie Mrs. Quirk sind nicht wirklich daran interessiert, wie es einem geht. Sie finden alles merkwürdig, was auch nur annähernd anders ist, und zerreißen sich darüber das Maul. Und meine Nachbarin ist ein besonders schlimmes Beispiel solcher Menschen. Sie würde nie helfend eingreifen.

Wobei ich sie sogar fast verstehen kann. Selbst Mrs. Quirk ist nicht so lebensmüde, meinem Vater entgegenzutreten. Was allerdings keine Entschuldigung dafür ist, einfach nichts zu unternehmen. Doch

das ist jetzt auch egal, denn ich komme ganz sicher nicht zurück. Ich bin fertig mit Brownsville. Mit den Leuten, dieser Gegend, meinem Vater... Eigentlich habe ich gehofft, auch Mrs. Quirk zu entgehen. Normalerweise lungert sie immer irgendwo an den Hauseingängen herum, ertränkt ihre Alibi-Blumen und wartet darauf, dass irgendwas Spannendes passiert.

Als mein Vater mich zur Haustür hinausjagen wollte, trat ich also kurzerhand den Rückzug an und verließ die Wohnung lieber über die grüne, wackelige Feuerleiter, die mir schon in so mancher Situation den Hintern gerettet hat. Der Gitterboden quietschte unter meinen Schuhsohlen und die Tauben, die auf den Fenstersimsen hockten und diese ununterbrochen vollkackten, glotzten mich dämlich an. Unsere Wohnung liegt im dritten Stock des baufälligen Gebäudes in einer noch baufälligeren Gegend von Brooklyn.

Ich weiß nicht mehr, welche Schimpfwörter mir mein Vater auf meinem Weg hinunter aus dem Fenster entgegengebrüllt hat. *Schwuchtel* war noch das Harmloseste davon. Neben den missbilligenden Blicken der Nachbarn, die, durch das Gebrüll angelockt, natürlich zu den Fenstern eilten, um ja nichts zu verpassen, war das mit Abstand das beschissenste Geburtstagsgeschenk aller Zeiten. Nicht mal meine Jacke hat er mir runtergeworfen, weshalb ich jetzt am ganzen Körper zittere und der Winter sich in jede meiner Poren schleicht und dort eine unangenehme, beinahe unerträgliche Kühle hinterlässt. Die Kälte, die seine Worte, die Tritte und die zwei Schläge ins Gesicht verursacht haben, sind noch nicht einmal miteingerechnet. Bis auf mein altmodisches Klapphandy und meine Geldbörse habe ich nichts dabei und obwohl es ein beängstigendes Gefühl ist, fühle ich mich ein Stück weit befreit. Wenigstens hat er mir mit dieser Aktion die Entscheidung abgenommen, wann ich gehen werde.

Ich habe keine Ahnung, wie ich letztendlich in Manhattan gelandet bin oder wie lange ich dafür gebraucht habe.

Für einen klitzekleinen Moment stelle ich mir vor, wie es wäre, wieder bloß *Jelly Baby* zu sein und nicht die Schwuchtel, die ich jetzt für die anderen zu Hause bin. Doch ich bin froh, dass es raus ist, denn *in the closet* ist auf Dauer keine Lösung. Ashley, die inzwischen in einer Reinigungsfirma arbeitet, ist wohl die Einzige, der mein spätes Outing jetzt noch das ein oder andere unangenehme Tratschen einbringen wird, denn jetzt kann sie ihr Beinahe-Techtelmechtel mit mir nicht mehr mit meinen angeblichen Potenzproblemen abtun. Doch vermutlich würde sie trotzdem einen Teufel tun, die Wahrheit zu akzeptieren, sondern stattdessen lieber felsenfest behaupten, dass ich sie mit Drogen gefügig gemacht habe oder so, was weiß ich. Soll mir doch egal sein. Die können mich alle mal kreuzweise. Ich bin fertig mit Brownsville.

Es ist dunkel draußen und die Straßen werden lediglich vom Schnee auf den Gehwegen und den blinkenden Anzeigen der Geschäfte beleuchtet. Es sind immer noch genügend Menschen unterwegs, denn New York ist die Stadt, die niemals schläft, und trotzdem fühle ich mich allein. Keiner scheint sich an dem jungen Mann zu stören, der ohne Jacke und mit angezogenen Schultern die Straße entlangläuft, auf der Suche nach einer Zuflucht vor der Kälte. Vermutlich denken sie, dass ich unter Drogen stehe oder so, weil ich nur so dünn bekleidet bin und offensichtlich in eine Schlägerei verwickelt worden bin. Vorhin habe ich mein verschwommenes Spiegelbild in einem der Schaufenster gesehen und mich total erschrocken, weil mein Gesicht ziemlich lädiert und gruselig aussieht. Meine Wange und das Auge auf der einen Seite sind stark geschwollen. Das gibt sogar mit ziemlicher Sicherheit ein Veilchen, denke ich frustriert. Und ich glaube, meine Augenbraue hat einen ordentlichen Kratzer abgekriegt, aber es blutet nicht wirklich. Außerdem tun mir die Rippen weh.

Das Schwindelgefühl in meinem Kopf wird immer drängender und ich stütze mich auf meinem ziellosen Weg immer öfter an einer der nahe liegenden Gebäudefassaden ab, um nicht umzukippen. Zudem ist mir irgendwie ein bisschen schlecht und ich hoffe, dass ich keine Gehirnerschütterung habe. Doch besonders zuversichtlich bin ich nicht, da mein Glücksbarometer sich schon den ganzen Tag in arktischen Gefilden bewegt. *Karma is a bitch...*

Irgendwann kann ich die missbilligenden und teils neugierigen Blicke der wenig hilfsbereiten Passanten nicht mehr ertragen und beschließe, in einer der Seitengassen eine kurze Pause einzulegen, weil meine Beine mich kaum noch tragen. Immer noch stütze ich mich an den Mauersteinen ab, die sich rau und kalt unter meinen Fingern anfühlen. Mit meiner getrübten Sicht spähe ich in die kleine Gasse. Ich sehe zwei schwarze Müllcontainer an der einen Häuserseite, die ziemlich voll sind, etliche Pappkartons daneben, die vermutlich nicht mehr da reingepasst haben, und diverse schwarze Müllsäcke, die auf dem Boden davor aufgereiht sind.

Inzwischen hat es wieder angefangen zu schneien und jede einzelne Schneeflocke verursacht einen Kälteschauer in meinem Nacken. Zudem ist es auch noch windig, doch in der Seitengasse bin ich davon wenigstens ein bisschen abgeschirmt. Frustriert seufze ich auf. Ich könnte umdrehen und versuchen, in einem der umliegenden Restaurants oder Cafés Unterschlupf zu finden und mich mit einem Kaffee wieder aufzuwärmen. Ich glaube, zehn Dollar habe ich noch dabei. Doch vermutlich würden die mich nur wieder rausschmeißen, so mitgenommen wie ich aussehe, und mir raten, meine Drogen woanders zu konsumieren oder zu verticken. Vielleicht kann ich die Container ein bisschen auseinanderschieben und mir mit den Pappkartons eine Art Dach darauf bauen. Natürlich nur für die nächsten paar Stunden, bis ich einen besseren Plan habe. Mittlerweile spüre ich die von den Tritten verursachten Schmerzen im Bereich des Bauches und den Rippen bei jedem einzelnen Schritt und ich hängele mich mehr an der Mauer

entlang, als dass ich gehe. Mit zittrigen Fingern schiebe ich einen der Müllcontainer ein wenig zur Seite, damit dazwischen ein bisschen Raum entsteht. Dann greife ich nach einem der großen Pappkartons, reiße ihn auf der einen Seite auf und klappe ihn anschließend zusammen, um eine große, flache Fläche zu schaffen, die ich als Dach zweckentfremden kann. Als ich nach einem weiteren Karton greifen will, um meine Konstruktion stabiler zu machen, wird mir richtig schwarz vor Augen. Ich versuche, mich an der Kante des Containers abzufangen, doch meine von der Kälte steifen Finger rutschen ab und ich lande mit dem Gesicht voran zwischen den Müllsäcken. Wenn ich jetzt die Kraft hätte, wäre das der Moment, in dem ich vor Wut auf einen der Säcke einschlagen und mich fragen würde, womit ich den ganzen Scheiß hier eigentlich verdient habe. Das Letzte, was ich wahrnehme, bevor es mich endgültig ins Nirwana befördert, ist das Sirren und Flackern eines Schriftzuges über einer Eisentür nicht weit von mir. *High Voltage* steht dort in leuchtend orangegelber Schrift und zwischen den beiden Wörtern ist ein Blitz abgebildet, dessen Licht flackert. Dann wird alles schwarz.

Happy Birthday, Juli...

Retter in der Not

Colin

»Hey, Colin, hast du mal eine Kippe für mich?« Seufzend drehe ich mich zu Tim um, der seinen Hundewelpen-Blick aufgesetzt hat. Ich schnippe an der Schachtel, um eine der Zigaretten darin zu lösen, und halte sie ihm anschließend hin. Lächelnd zieht er die Kippe heraus und beugt sich ein Stück runter, damit ich mein Feuerzeug unter die Spitze halten kann. Er nimmt einen langen ersten Zug, schließt dabei genüsslich die Augen und entlässt den Rauch wieder aus seinen Lungen. Wir sind heute die Letzten im Club gewesen und ich schließe die Tür ab, bevor ich mich umdrehe und mit ihm den Hinterhof entlang zur Hauptstraße schlendere.

»Heute war wieder richtig viel los, was?«, versucht Tim, ein Gespräch anzufangen. In letzter Zeit ist er wieder anhänglicher geworden, obwohl ich ihm bereits vor Monaten erklärt habe, dass zwischen uns nichts laufen wird. Ich fange nichts mit Kollegen an. Ich fange mit niemandem etwas an. Ist einfach nicht mein Ding. Aber anscheinend hat Tim das immer noch nicht kapiert. Zumal Tim wirklich der Letzte wäre, mit dem ich etwas anfangen würde, da er definitiv in die Kategorie Männer fällt, die Gefühle und Sex nicht trennen können. Er gehört eher zur Fraktion *furchtbar anhänglich mit eindeutiger Neigung zur Diva*. Ich seufze leise. »Ja, das war es wohl«, antworte ich wenig geistreich. Es war eine lange Nacht im Club, ich bin todmüde und will mich eigentlich nur noch ins Bett fallen lassen. Tim dagegen sprüht nur so vor Energie und geht mir mit seinem Geplapper gehörig auf die Nerven. Ich wünschte, er würde wenigstens mal für zwei Minuten den Schnabel halten...

»Ich war heute richtig gut in Form. Die Kerle im Publikum haben mich dermaßen mit ihren Blicken ausgezogen, dass ich für einen kurzen Moment selbst dachte, dass ich nackt bin«, verkündet er breit grinsend. »Wollen wir noch was trinken gehen? Ich geb einen aus.«

Unter normalen Umständen hätte ich vermutlich nicht mal etwas dagegen gehabt. So ein Feierabendbier ist was Feines, aber für Tim wäre es sicherlich eine handfeste Verabredung und ich möchte ihm auf keinen Fall Hoffnungen machen, die ich wenig später wieder zerschlagen muss. Ich will ihm gerade möglichst schonend beibringen, dass ich mich auf den Weg nach Hause machen werde, als mir eine Bewegung zu unserer Rechten auffällt. Ich bleibe abrupt stehen und halte Tim an der Schulter fest.

Wir verlassen den Club immer durch den Hintereingang. Er führt in eine schmale Gasse, die, abgesehen von ein paar Mülltonnen und -säcken, verlassen ist und in die sich normalerweise keine Menschenseele verirrt. Nun ja, bis auf die verirrte Seele, die sich schwerfällig auf einem der schwarzen Abfallsäcke räkelt. Hoffentlich ist es kein Penner, der im Müll des Clubs auf etwas Wertvolles hofft.

»Warte mal, da ist jemand«, wispere ich und Tim neben mir versteift sich. Ob es an meiner Berührung liegt oder an der Tatsache, dass er Angst hat, kann ich nicht sagen. Jedenfalls sieht er mich teils erschrocken, teils verträumt an und ich muss an mich halten, nicht genervt die Augen zu verdrehen.

Ich halte meinen Zeigefinger an meine Lippen, schnippe meine angefangene Zigarette in den Schnee und bedeute ihm mit einem Handzeichen, an Ort und Stelle auf mich zu warten. Dann gehe ich langsam auf die Mülltonnen zu, bereit, dem Fremden die Leviten zu lesen. Doch dort angekommen sehe ich, dass die Person nicht im Müll wühlt, sondern verletzt auf dem Boden liegt. Zudem ist es kein Penner. Es ist ein junger Mann, der kaum bei Bewusstsein ist. Sein Auge ist zugeschwollen und er liegt gekrümmt zwischen den Abfallsäcken und stöhnt leise.

»Fuck! Tim, ruf einen Krankenwagen. Der Typ hier ist verletzt«, rufe ich und taste vorsichtig das Gesicht des jungen Mannes ab. Tim höre ich kurze Zeit später hastig im Hintergrund telefonieren.

»Hey, Kumpel, hörst du mich? Hilfe ist unterwegs.« Träge öffnet er die Augen, sieht mich aber nicht wirklich an. Sein Atem

ist abgehackt, gleichzeitig wirkt er völlig erschöpft. Er stöhnt erneut, danach fallen seine Augen wieder zu. Ich untersuche seinen Körper oberflächlich nach Verletzungen, doch auf den ersten Blick entdecke ich nur sein lädiertes Gesicht. Ist vermutlich überfallen und ausgeraubt worden. Ich umfasse sein Handgelenk, um ihm zu signalisieren, dass er nicht allein ist. Seine Haut ist eiskalt und sein Puls flach. Bei diesen eisigen Temperaturen kein Wunder. Eigentlich soll man Verletzte möglichst wenig bewegen, um weitere Schäden zu vermeiden, aber bis der Krankenwagen eintrifft, holt er sich sicher den Tod.

Ach, scheiß drauf, denke ich und hieve den Kerl vorsichtig auf meine Arme. Er ist kleiner als ich und da ich regelmäßig trainiere, kann ich sein Gewicht problemlos tragen. Er ist schlank, jedoch definiert. Ich kann seine Muskeln durch den Stoff seiner Klamotten erahnen. Ich stutze. Warum hat der Kerl keine Jacke an? Wir haben Winter, verdammt noch mal, und er rennt mit einem dünnen Pullover durch den Schnee. Tim steht immer noch dort, wo ich ihn zurückgelassen habe.

»Ich habe denen gesagt, dass sie zum Club kommen sollen.« Seine Stimme klingt aufgeregt und misstrauisch beäugt er den jungen Mann in meinen Armen, dessen Atemzüge unter meiner Berührung gleichmäßiger und tiefer zu werden scheinen.

»Ich bringe ihn erst einmal rein. Er hat keine Jacke an und ist eiskalt«, sage ich ruhig und gehe schnellen Schrittes auf die Hintertür zu. Tim folgt mir und schließt die Tür auf.

»Habt ihr irgendwelche Decken hinter der Bühne?«, frage ich Tim, »dann können wir ihn schon mal ein bisschen aufwärmen, bis die Sanitäter kommen.«

»Ich schau mal schnell nach, warte kurz«, antwortet er und hastet in den hinteren Bereich des Clubs, in dem sich die Umkleiden befinden. Da ich nicht weiß, wohin mit dem jungen Mann, lege ich ihn vorsichtig auf der Bühne ab. Dann ziehe ich meine Jacke aus. Zuerst überlege ich, ob ich ihn mit meiner Jacke zudecke, weil seine Haut wirklich eiskalt und außerdem kreidebleich ist.

Allerdings vermute ich, dass sein Kopf etwas abgekriegt hat, denn allein der Anblick seines geschwellenen Auges löst in mir schon das Gefühl von tierischen Kopfschmerzen aus. Daher falte ich die Jacke zu einem Knäuel und bette stattdessen lieber seinen Kopf darauf. Zum ersten Mal sehe ich ihn näher an.

Sein Mund ist leicht geöffnet. Er hat längere, blonde Haare, die zusammengebunden sind – ich schätze sie auf Kinnlänge. Einige Strähnen haben sich gelöst und kleben ihm nass im Gesicht. Darauf bedacht, ihm nicht wehzutun, streiche ich vorsichtig mit den Fingerspitzen eine der Strähnen zur Seite, um seine Augen besser ansehen zu können. Da sie geschlossen sind, kann ich nicht sehen, welche Farbe diese haben. Die angeschwellene Seite kündigt ein handfestes Veilchen an. Seine Augenbraue ist aufgeplatzt, aber das Blut in der Wunde schon getrocknet. Er ist glattrasiert und seine Haut sieht verdammt weich aus, sodass man am liebsten mit den Fingern darüber streichen möchte. Er ist ein wirklich hübscher, junger Mann.

Erschrocken zucke ich zurück. *Hoppla*, was hab ich denn da für Gedanken? Ich glaube, es gab noch nie jemanden, den ich als *hübsch* bezeichnet habe. Sexy vielleicht oder meinetwegen gut aussehend. Doch selbst die Typen bekommen nicht mehr als Sex von mir. Zudem ist der Typ wirklich verflucht jung. Ist der überhaupt schon volljährig?

Bevor ich mir über den Unterschied von hübsch und gut aussehend oder sein Alter weiter den Kopf zerbrechen kann, vernehme ich unter mir ein heiseres Keuchen. Der Typ scheint wieder zu sich zu kommen.

»Hey. Du bist jetzt in Sicherheit«, sage ich leise und nehme aus einem Impuls heraus seine Hand, in der leisen Hoffnung, dass es eine beruhigende Wirkung auf ihn hat. Er öffnet die Augen einen Spaltbreit und sieht mich müde an. Zumindest das eine Auge, denn das andere ist ja zugeschwollen. Ich lächle leicht, was er allerdings nicht erwidert.

»Wie heißt du?«, frage ich ihn.

Zunächst denke ich, dass er mich nicht gehört hat, da sein Blick unruhig sein Umfeld erkundet. Doch dann sieht er mich plötzlich an, scheint mich jetzt erst richtig zu bemerken. Er nuschtelt etwas Unverständliches.

»Tut mir leid, ich hab dich nicht verstanden. Kannst du das noch mal wiederholen?« Ich beuge mich näher zu ihm herunter, sodass sich unsere Nasenspitzen fast berühren, damit ich ihn besser verstehen kann.

»Juli«, krächzt er.

Ein ungewöhnlicher Name, vermutlich eine Abkürzung oder ein Spitzname, doch ich finde, es passt zu ihm.

»Hey, Juli. Ich bin Colin. Ich kümmere mich um dich. Hier kann dir keiner was.« Ich weiß nicht, wer ihm diese Verletzungen zugefügt hat, doch ich verspüre den dringenden Wunsch, demjenigen meine Faust ins Gesicht zu rammen.

Immer noch ist mein Gesicht seinem gefährlich nah. Juli antwortet mir zwar nicht und hat die Augen wieder geschlossen, doch ich kann seinen Atem auf meiner Haut spüren. Es ist irgendwie ein intimer Moment.

Tim ruiniert ihn allerdings, als er aus den Umkleiden poltert, in den Armen ein Stapel Handtüchern. Schnell bringe ich mich wieder in eine aufrechte Position. Seine Hand lasse ich jedoch nicht los, denn die Berührung scheint ihn tatsächlich zu beruhigen.

»Sorry, Mann. Decken habe ich nicht gefunden«, entschuldigt sich Tim direkt, als er vor uns zum Stehen kommt.

Skeptisch bäuge ich seine Ausbeute, die er vor mir ablegt. »Die sind aber gewaschen, oder? Nicht, dass da schon euer aller Ärsche drin eingewickelt waren.«

Trotz der ernstesten Situation grinst er mich dreckig an. »Nein, *diese* Handtücher sind sauber. Aber ich kann dir gerne eins von meinen gebrauchten von hinten holen, um deine Fantasie ein bisschen anzuregen.«

Genervt sehe ich ihn an. »Ist das dein Ernst? Du spinnst doch. Juli ist verletzt und braucht Hilfe und du flirtest hier rum? Außerdem fantasiere ich nicht.«

»Juli? Was ist das denn für ein blöder –« Doch mein eisiger Blick lässt ihn abrupt verstummen. Dann fällt sein Blick auf meine Hand, die Julis festhält, und er hebt erstaunt eine Augenbraue.

»Hab ich was verpasst?« Seine Stimme ist um mehrere Grad abgekühlt und seine Miene spricht Bände.

»Sei nicht albern. Ich versuche nur, zu helfen. Jetzt steh nicht so blöd rum. Geh lieber mal zum Eingang und sag den Sanitätern, wo sie hinkommen sollen. Nicht, dass die sich noch auf dem Weg hierher verirren.«

Tim starrt mich noch kurz missmutig an, dann stampft er Richtung Eingang. Kopfschüttelnd sehe ich ihm hinterher. Was glaubt er denn, was ich hier mache? Nekrophilie ist jetzt nicht so mein Ding.

Ich lege die Handtücher notdürftig über Julis unterkühlten Körper. Ein paar Minuten später trifft endlich der Krankenwagen ein und zwei eifrige Sanitäter werden von Tim in den Raum geführt. Sie arbeiten schnell und führen alle nötigen Untersuchungen an Juli durch, um seinen aktuellen Zustand einzuschätzen. Unterkühlung ist eines der Stichworte, die ich aufschnappe, während ich neben der Theke warte. Aber das war ohnehin offensichtlich. Anschließend schnallen sie ihn auf eine Krankentrage und bugsieren ihn zum Ausgang. Instinktiv begleite ich sie. Doch am Krankenwagen werde ich gestoppt.

»Sind Sie ein Angehöriger?«

»Nein, aber –«

»Dann können wir Sie nicht mitnehmen, tut mir leid«, weist mich einer der beiden Männer zurecht.

An dieser Stelle bin ich sowieso aus dem Schneider. Ich habe Erste Hilfe geleistet und jetzt ist Juli in sicheren Händen. Die Ärzte werden ihn sich anschauen und wieder auf die Beine bringen. Das ist das Wichtigste und der Kerl geht mich schließlich nichts an. Doch ein Teil von mir ist neugierig auf den jungen Mann, der in mir eine Art Beschützerinstinkt weckt, den ich selbst nicht so richtig einordnen kann. Schließlich kenne ich Juli doch überhaupt nicht. Ich möchte ihn halten, damit ihm keiner etwas antun kann. Einfach für ihn da sein.

Bevor die Sanitäter die Trage in den Krankenwagen befördern, fummle ich eine Visitenkarte des Clubs aus meiner Gesäßtasche und schiebe sie Juli unauffällig in die Hosentasche seiner Jeans, in der Hoffnung, dass er sich erinnert und sein Weg ihn früher oder später wieder hierherführt. Wer weiß, ob er einen sicheren Ort, ein Zuhause hat, zu dem er gehen kann. Warum lag Juli ohne Jacke allein nachts zwischen Müllsäcken in einer abgelegenen Gasse? Was ist mit seiner Familie, seinen Freunden? Fragen über Fragen, auf die er mir zu gegebener Zeit vielleicht eine Antwort geben wird.

Ich sehe den Rücklichtern des Krankenwagens hinterher, bis diese um die nächste Ecke verschwinden. Dann wird mir bewusst, dass meine Jacke immer noch im Club liegt, und ich fange an zu frösteln. Ich husche rasch zurück ins Warme. Tim, der am Eingang auf mich gewartet hat, seufzt theatralisch. »Nach dem Trubel genehmigen wir uns aber einen Drink, oder?«

»Meinetwegen«, murmele ich, denn ein Drink ist nach diesem Zwischenfall genau das, was ich brauche.

An der Bar angekommen, fische ich zwei Bier aus dem Kühlschrank. Als ich eine der Flaschen vor Tim abstelle, ernte ich dafür eine hochgezogene Augenbraue. »Kein Cocktail?«, schmolzt er tatsächlich.

»Mann, ich hab auch mal Feierabend. Jetzt trink das Bier und beschwer dich nicht«, brumme ich und öffne die Flaschen mit einem dieser bescheuerten Flaschenöffner, die wir hier nutzen. Ist ein Männerhintern mit dem Logo des Clubs darauf und die Öffnung für den Flaschendeckel ist... wie gesagt, sie sind total bescheuert.

Mürrisch nippt Tim an seinem Bier und verzieht das Gesicht. »Boah, ist das bitter.« Tim steht eher auf süße Cocktails, vor allem Cosmopolitan. Da gibt er den Klischee-Schwulen. Er schiebt das Getränk zu mir herüber. Auch gut, bleibt mehr für mich.

»Das war echt schräg, oder? Na ja, wenigstens kommen wir so noch zu unserem Date«, sagt Tim und zwinkert mir verschwörerisch zu.

»Das ist kein Date«, gebe ich nüchtern zurück. Wusste ich es doch. Der Kerl lässt echt nicht locker. Tims fröhlicher Gesichtsausdruck fällt in sich zusammen.

»Du gibst mir ja nicht mal eine Chance. Wir zwei, das passt super«, quengelt er.

»Da passt gar nichts. Ich habe keine Dates, ich habe keine Beziehungen. Ende der Diskussion.«

»Dann wenigstens Sex? Komm schon, ich bin gut.«

Mal abgesehen davon, dass ich es hasse, wenn man seine sexuellen Qualitäten selbst bewertet, liegt mein Interesse an Sex mit Tim gen Null.

»Zum letzten Mal, nein. Kein Interesse. Kapiert das endlich. Da wird nichts laufen. Auch kein Sex.«

Tim schnaubt beleidigt, schnappt sich seine Jacke vom benachbarten Barhocker und rauscht aus dem Raum. Natürlich vergisst er dabei nicht, die Tür hinter sich lautstark zuzuknallen. *Diva!*

High Voltage

Juli

Gleißendes Sonnenlicht weckt mich und langsam öffne ich die Augen. Bei einem Auge ist dieses Unterfangen richtig anstrengend und vorsichtig betaste ich mein Gesicht. Ich spüre eine starke Schwellung und der Schmerz lässt mich leise aufstöhnen. Mein Kopf dröhnt richtig und auch mein Magen und meine Rippen melden sich zu Wort. Würde ich nicht liegen, wäre ich sicherlich in die Knie gegangen. Ich betrachte meine Umgebung eingehender. Alles um mich herum ist in Weiß gehalten und leises Piepen erfüllt die sonstige Stille im Raum. Von draußen dringen gedämpfte Stimmen und Geräusche an mein Ohr. Auf den zweiten Blick erkenne ich, dass ich mich im Krankenhaus befinde. Ich liege in einem weißen Bett mit gestreifter Bettdecke, neben meinem Bett steht ein Monitor, der für das gleichmäßige Piepen verantwortlich ist. Außerdem erspähe ich einen Tropf, an dem ein Beutel mit klarer Flüssigkeit hängt, dessen dünner Schlauch direkt in meinen Handrücken führt. Die Tür zum Flur steht offen und einige Krankenschwestern wuseln in ihrer Krankenhauskluft über den Gang. Wie ich hierhergekommen bin, weiß ich nicht mehr. Mein Vater und ich haben gestritten und ich bin weg aus Brooklyn. Danach ist meine Erinnerung stark verschwommen. *Oh boy!* Mein Kopf fühlt sich zentnerschwer an.

Es war kalt... da war ein flackerndes Licht und... tiefgrüne Augen, dazu eine raue, warme Stimme. Und ein verdammt angenehmer Geruch, herb und männlich. Es roch leicht nach Minze, wenn ich mich recht erinnere. Außerdem war da so ein Druck an meinem Handgelenk. Oder?

Vermutlich habe ich mir den Kopf angehauen und irgendwelche Halluzinationen entwickelt. Anders kann ich mir diese Erinnerungen nicht erklären.

»Mr. Turner, willkommen zurück«, vernehme ich plötzlich eine weibliche Stimme von der Zimmertür. Unwillkürlich zucke ich zusammen. Eine zierliche, blonde, noch recht junge Krankenschwester in weißer Kluft tritt an mein Bett und lächelt mich offen an. Anscheinend sehe ich immer noch etwas verwirrt aus, denn sie fährt aufklärend fort.

»Sie sind im Krankenhaus. Mr. Turner, Sie hatten eine mittelgradige bis schwere Hypothermie und waren leicht dehydriert. Wir haben ihnen eine wärmende Infusion gegeben und auch Kochsalzlösung, um den Flüssigkeitsverlust auszugleichen. Doch es sind keine bleibenden Schäden zurückgeblieben. Die neurologischen Untersuchungen waren alle unauffällig.« Sie wirkt hochmotiviert und sehr ambitioniert. Vermutlich ist sie noch in der Ausbildung und versucht, mich mit ihrem Fachwissen zu beeindrucken.

»Hypowas?«, unterbreche ich ihren medizinischen Monolog und ziehe fragend eine Augenbraue hoch, denn ich habe nicht einmal die Hälfte von ihrem Fachchinesisch verstanden. Außerdem ist es irgendwie merkwürdig, gesiezt zu werden.

Dann fällt mir ein, dass ich jetzt einundzwanzig bin. Eigentlich erreicht man schon mit achtzehn die Volljährigkeit, doch jeder weiß, dass das nicht viel wert ist, weil man noch nicht wirklich auf den Putz hauen kann. Aber irgendwie fühle ich mich gar nicht anders. Nur irgendwie lädiertes und kaputter.

Außerdem ist das Ganze hier wohl jetzt mein Scheißproblem, mit dem ich allein klarkommen muss. Sie sieht mich nachsichtig an. Jedoch eher, weil sie vergessen hat, dass ich ein Laie in Bezug auf Medizin bin und ich deshalb kein Wort von ihrer Ansprache verstanden habe, und nicht, weil ich jetzt allein dastehe. Aber das kann sie auch gar nicht wissen.

»Entschuldigen Sie, was ich damit sagen wollte, ist, dass Sie eine Unterkühlung und zudem einen Flüssigkeitsmangel hatten. Es ist aber alles in Ordnung. Wir haben sie schnellstmöglich behandelt und vorerst über Nacht zur Beobachtung hierbehalten. Gibt es jemanden, den ich anrufen soll? Ihre Familie oder Freunde? Eine Freundin?« Sie zwinkert verschwörerisch und blickt mich etwas lauernd an.

Ich richte mich vorsichtig ein Stück auf und stütze mich auf die Ellenbogen. Die Bewegung schmerzt, aber ich beiße die Zähne zusammen, um mir nichts anmerken zu lassen, weil ich nicht vorhaben, länger als nötig hier drin zu verbringen. Ich war früher einmal kurzzeitig im Krankenhaus, weil sie mir die Mandeln entfernt haben. Das Vanilleeis zur Linderung der Schmerzen war super, aber das war's auch schon. Die Schwestern damals waren nicht besonders freundlich und drückten mir alle paar Stunden am Hals herum, um zu schauen, ob alles in Ordnung ist. Für mich war alles super, bis sie die wunden Stellen malträtierten. Ich war jedenfalls froh, als ich endlich wieder gehen konnte.

»Nein. Da gibt's niemanden, den man anrufen kann. Ich geh dann einfach«, wiegele ich daher ab, in der Hoffnung, dass sie es einfach dabei belässt.

»Oh«, erwidert sie überrascht, sieht mich aber so komisch dabei an. Irgendwie sieht sie ein bisschen siegessicher aus. »Der Arzt kommt gleich kurz, um nach Ihnen zu sehen. Sie haben schwere Prellungen sowie einige oberflächliche Wunden davongetragen und auch das Auge muss weiter versorgt werden. Außerdem zeigt Ihre Röntgenaufnahme, dass Sie eine Fraktur an einer Ihrer Rippen auf der linken Seite haben. Wir müssen nicht operieren, aber Sie brauchen ein paar Tage Ruhe, um wieder auf die Beine zu kommen. Solange werden wir Sie hierbehalten. Sie sollten sich wieder hinlegen und ausruhen.« In ihrer Stimme schwingt leichter Tadel mit.

»Ein paar Tage?«, frage ich entsetzt und richte meinen Oberkörper hastig auf, bereue es aber im gleichen Atemzug wieder, da meine Rippen höllisch schmerzen.

»Aber natürlich, was denken Sie denn? So können wir Sie unmöglich entlassen. In ein paar Tagen sind sie wieder fit. Wenn der Arzt Ihnen das Okay gibt, bekommen Sie die Entlassungspapiere und die Rechnung. Sie haben wirklich großes Glück gehabt, Mr. Turner. Sie hatten einen Schutzengel da draußen.«

Wieder zwinkert sie mir zu. Hat die was mit den Augen? Gleichzeitig fluche ich innerlich. Eine Rechnung, na klasse. Die ist bestimmt selbst bei einer Nacht im Krankenhaus schon immens hoch. Wie hoch ist sie dann erst bei mehreren Tagen? Dazu noch die Behandlungskosten. Ich brauche wirklich dringend einen Job. Ob ich den Betrag wohl in Raten zahlen kann? Wenigstens muss ich mir für die Zeit, die ich hier bin, nicht überlegen, wo ich die nächsten Nächte verbringe. Aber das ist wohl das einzig Positive an der ganzen Geschichte.

Als ich nicht weiter auf ihr Schutzengel-Gerede eingehe, wagt sie noch einen Versuch, mich in ein Gespräch zu verwickeln.

»Ich bin übrigens Beth«, erzählt sie mir unnötigerweise, denn ihr Name steht auf einem kleinen Schild, das an ihrem Oberteil befestigt ist. Sie lächelt mich immer noch an.

»Juli«, antworte ich und erwidere ihr ehrliches Lächeln. Dann merke ich, dass ich mal dringend pinkeln muss. Und ich werde definitiv nicht in diese Flasche pinkeln, die da an meinem Bett hängt. Ich will aufstehen, bis mir auffällt, dass ich eines dieser Krankenhaushemdchen trage, die nicht nur ziemlich kurz sind und keine Hose beinhalten, sondern zu allem Überfluss am Hintern auch noch völlig offen sind.

»Ähm... sag mal, Beth, weißt du zufällig, wo meine Klamotten sind? Ich... hab keine Hose an und... nun ja... würde gerne aufstehen. Ich... muss mal.« Peinlicher und würdeloser geht's ja wohl kaum...

Beth kichert leise und zeigt auf einen Stuhl am anderen Ende des Raumes. Dass es eine stumme Aufforderung meinerseits war, mir die Klamotten rüberzureichen, scheint sie nicht verstanden zu haben. Doch mit einem Mal wird mir klar, was hier Sache ist. Beth flirtet mit mir und ich stand bis jetzt ziemlich auf dem Schlauch. Eigentlich geht es sie nichts an, aber vielleicht sollte ich ihr erklären, dass ich grundsätzlich... na ja, eben auf Schläuche stehe.

»Hör mal, du bist echt nett und so«, beginne ich zaghaft und denke gleichzeitig, dass das hier irgendwie ziemlich dämlich ist, »aber ich bin schwul und... ich brauch jetzt wirklich meine Hose«,

bitte ich sie und versuche mich an einem wehleidigen, bittenden Gesichtsausdruck, um sie dazu zu bewegen, mir meine verdammten Klamotten zu geben.

»Oh...«, erwidert Beth misstrauisch und seufzt dann leise. Endlich setzt sie sich in Bewegung, nimmt den ordentlich zusammengefalteten Stapel vom Stuhl und legt mir anschließend meine Kleidung aufs Bett. Ich bedanke mich artig. Irgendwie tut sie mir leid. Ich hoffe, mein Gaydar funktioniert besser als mein Flirtradar von Heteromädchen.

»Ich hätte es wissen müssen. Alle geilen Typen sind vergeben oder schwul. Deine Haare sind echt total weich«, sagt sie versonnen und verstummt dann ertappt. Sie wirkt plötzlich verlegen und fummelt unbeholfen am Kragen ihrer Arbeitskleidung herum.

Meine Haare? Woher weiß sie...? Ich glaube, ich will gar nicht wissen, ob sie mich betatscht hat, als ich bewusstlos war. Besonders, wenn man bedenkt, dass ich zu dem Zeitpunkt keine Hose anhatte. Ich meine, dieses Hemdchen ist ein Hauch von Nichts und es wäre ein leichtes, einen Blick darunter zu werfen. Solange sie nicht davon anfängt, wie toll sie es findet, dass ich nicht beschnitten bin, muss ich mir hoffentlich keine Sorgen machen. Wenigstens hat Beth den Anstand, beschämt zu Boden zu sehen und sich schleunigst aus dem Zimmer zu trollen, damit ich mich anziehen kann. Vorher entfernt sie allerdings noch die Nadel aus meinem Handrücken. Leider ist dieses Vergnügen nur von kurzer Dauer, denn sie meint, dass sie in zehn Minuten wiederkommt, um mich wieder an den Tropf zu hängen. Eigentlich müsste ich auch dieses grausige Hemdchen weiter tragen, aber dagegen weigere ich mich strikt.

Ein wenig misstrauisch schlüpfte ich in meine getragenen, grauschwarz gestreiften Pants und meine Jeans und ziehe mein T-Shirt und den grauen, dünnen Pullover über. Eigentlich hasse ich es, noch mal in meine getragenen Klamotten zu steigen, aber in diesem Fall bleibt mir nichts anderes übrig. Immer noch besser als diese Krankenhausluft mit dem entblößten Hintern. Jede Bewegung

meines Oberkörpers zieht unangenehm und lässt mich nicht nur einmal aufkeuchen. Wird wohl wirklich noch ein paar Tage dauern, bis ich mich wieder uneingeschränkt bewegen kann. Aber erst einmal sehe ich zu, dass ich ins angrenzende Bad komme, bevor meine Blase platzt. Aber was wird in ein paar Tagen sein, wenn ich hier wieder rauskomme? Wo soll ich dann hin? Und wie soll ich das Ganze hier bezahlen? Ich habe nicht nur keinen Plan, sondern auch ein handfestes Problem, denn zwischen dieser Zimmertür und dem Ausgang liegt eine vermutlich unverschämt hohe Rechnung...

Als ich vier Tage später das Krankenhaus verlasse, kratze ich mir mit der einen Hand den Hinterkopf und überlege fieberhaft, was ich als Nächstes tun soll. Mit meiner anderen Hand umklammere ich den Umschlag mit den Kosten für meinen Krankenhausaufenthalt. Ich bekomme immer noch temporäre Atembeschwerden, wenn ich die dick gedruckte Zahlenabfolge rechts unten auf dem Zettel ansehe. Wenigstens kann ich den Betrag in Raten abzahlen. Eigentlich sollte ich Schadensersatz verlangen, weil ich vom Personal unsittlich betatscht wurde, denke ich frustriert und stampfe die Straße entlang, ohne wirklich zu wissen, wohin ich eigentlich laufen will.

Den Umschlag knülle ich zusammen und will ihn entnervt in die Hosentasche stopfen, als mein Handrücken etwas anderes streift und die Stelle beinahe augenblicklich zu brennen anfängt. Zischend ziehe ich die Hand wieder aus der Jeans. Ein feiner Schnitt und mit ihm ein dünnes Rinnsal Blut zieht sich über meine Haut.

»Auch das noch«, stöhne ich gereizt und wedele mit der Hand in der Luft herum, die durch die niedrigen Außentemperaturen direkt ziemlich abkühlt. Dann greife ich erneut in meine Tasche, um den Auslöser für die Misere zu finden, und halte verdutzt inne, als eine edle Visitenkarte zum Vorschein kommt. Es handelt sich dabei um verhältnismäßig dickes, schwarzes Papier, das mit einem

seidigen, goldgelben Schimmer überzogen wurde, der deutlicher sichtbar wird, wenn man die Karte bei guten Lichtverhältnissen leicht hin und her bewegt.

»*High Voltage*«, murmele ich vor mich hin und streiche mit dem Daumen sanft über den Schriftzug. Zwischen den beiden Worten leuchtet ein Blitz in einem satten Orange gelb. Auf der Rückseite wird in schlichten weißen Lettern ein Marcus King als Inhaber benannt, darunter ist eine Wegbeschreibung abgebildet. Ich drehe die Karte wieder auf die Vorderseite und mustere sie eingehend.

Der Name kommt mir irgendwie bekannt vor, aber ich habe überhaupt keine Ahnung, wo ich die Karte herhabe. Sie sieht außergewöhnlich aus, eben nicht so, als würde sie in irgendwelchen Coffeeshops ausliegen. In diesem Moment wird mir klar, dass auf der Karte gar nicht draufsteht, was das *High Voltage* eigentlich ist. Es könnte ein Restaurant oder ein Club sein, vielleicht aber auch etwas ganz anderes. Zumindest könnte ich dort mal nachfragen, ob sie eine freie Stelle haben, denn wie es aussieht, ist das sowieso mein nächster Schritt. Und ohne Jacke hier draußen rumstehen und darauf warten, dass sie mich wieder ins Krankenhaus befördern, weil es echt schweinekalt ist, ist auch nicht wirklich eine Option.

Natürlich könnte ich auch zurück nach Brownsville fahren und an der Tür kratzen, in der Hoffnung, dass mein Vater Erbarmen hat und mir wenigstens ein paar meiner Sachen gibt. Aktuell habe ich nämlich nicht nur keine Jacke bei mir, sondern nicht mal eine Unterhose zum Wechseln, was ziemlich blöd und außerdem total widerlich ist. Aber eine entscheidende Tatsache hindert mich daran.

Ich bin nämlich immer noch schwul und ich kenne meinen Vater gut genug, um zu wissen, dass er mich nicht einmal unter Todesandrohung wieder in die Wohnung lassen wird, wenn ich nicht aufhöre, es mir in den Arsch besorgen zu lassen. Damit habe ich zwar noch nicht einmal angefangen, aber mit solchen Argumenten werde ich meinen Vater sicher nicht überzeugen können.

Ich stopfe die Rechnung in die Hosentasche, behalte die Karte jedoch in der Hand. Dann betrachte ich mich in der schmalen Fensterscheibe zu meiner Rechten. Die Schwellung an meinem Auge ist komplett zurückgegangen und hat einer halbmondförmigen, dunkelvioletten Verfärbung Platz gemacht. Meine Rippen schmerzen nur noch leicht, sind aber zum Glück nicht mehr verfärbt. Doch der weitaus tiefere Schmerz hat nichts mit meinen äußeren Blessuren zu tun. Meine Gedanken schweifen zu meinem Vater und lösen erneut eine Welle des Schmerzes in mir aus. Gleichzeitig bin ich auch erleichtert. *Ich bin frei.*

Irgendwie ist es beinahe witzig, dass ich diese kleine Karte umklammere und darin irgendein Zeichen des Schicksals sehe, das mich dorthin zu führen scheint. Zumindest sehe ich darin mehr Zukunft als in Brownsville.

Doch was weiß ich schon? Alles, was ich sehe, ist ein geprügelter und frierender Trottel, der keine Ahnung hat, wo er hingehen soll, und mit der neu gewonnenen Freiheit überhaupt nichts anfangen kann. Doch ich sehe die Entschlossenheit in meinem Blick, bevor sie wirklich in meinem Bewusstsein angekommen ist. Wirklich was zu verlieren habe ich nicht. Ich straffe entschieden die Schultern und schaue erneut auf die Wegbeschreibung der Visitenkarte.

Lesen Sie weiter in...

High Voltage: Brooklyn Boy

Roman von Julie Renard

März 2018

www.cursed-verlag.de